

(Nachdruck verboten.)

40]

## Toma Gardjejew.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Klara Branner

Es waren natürlich auch Frauen dabei. Toma, der physisch gesund, doch nicht sinnlich war, kaufte sie alle, die teuren und die billigen, die schönen und die häßlichen, schenkte ihnen viel Geld, wechselte sie fast jede Woche und behandelte sie im allgemeinen besser als die Männer.

Sascha wurde ein paar Tage nach der Ankunft in Kasan die Geliebte des Sohnes eines Branntweinfabrikanten, der sich mit Toma zusammen amüsierte. Bevor sie mit ihrem neuen Herrn irgend wohin an die Kama forttrieb, sagte sie zu Toma:

„Leb wohl Du lieber Mensch! Vielleicht treffen wir uns noch; wir gehen denselben Weg! Ich rate Dir aber, dem Herzen keine Freiheit zu lassen. Amüsiere Dich, ohne hinter Dich zu blicken, — dann, wenn man den Brei gegessen hat, kann man auch die Tasse zerbrechen. . . Leb wohl!“

Und sie küßte ihn fest auf die Lippen, wobei ihre Augen noch dunkler wurden.

Toma freute sich, daß sie verreiste; sie langweilte ihn, und ihn erschreckte ihre kalte Gleichgültigkeit. Aber jetzt erbebte etwas in ihm, er wandte sich von ihr ab und sagte leise:

„Vielleicht gefällt es Dir dort nicht; komm dann wieder zu mir!“

„Danke!“ antwortete sie ihm und lachte auf einmal gegen ihre Gewohnheit heiser auf.

So lebte Toma Tag für Tag, indem er sich immer an demselben Ort und zwischen den gleichen Menschen bewegte, die ihm keinerlei gute Gefühle einflößten. Er hielt sich darum auch für besser, als sie waren, weil der Gedanke an die Möglichkeit der Befreiung von einem solchen Leben sich immer fester in ihm einnistete: der Wunsch nach Freiheit umging ihn immer fester, er malte sich immer klarer aus, wie er sich selbst aus dem Mittelpunkt des Lebens, aus diesem Gewühl und Gewirr retten würde. Oft in der Nacht, wenn er mit sich allein war, schloß er fest die Augen und stellte sich eine dunkle, unendlich große Menschenmenge vor, die durch ihre ungeheure Größe furchtbar war. In einem von Hügeln umringten und von staubigem Rebel erfüllten Thal drängte sich diese Menge in lauter Unruhe auf demselben Plage herum und glich dem Korn im Mühlkasten. Es schien, als werde sie von einem ungeheuren Mühlstein gemahlen, der unter ihren Füßen verborgen war, und die Menschen bewegten sich wellenartig darüber hin und streben teils hinunter, um dort schnell gemahlen zu werden und zu verschwinden, teils strömten sie nach oben, in der Hoffnung, dem erbarmungslosen Mühlstein zu entgehen. Diese Menschen sahen auch Krebsen ähnlich, die soeben gefangen waren und in einen großen Storb geworfen wurden; sie hatten sich aneinander fest, wälzten sich mit Mühe herum, krochen irgendwo hin, waren sich gegenseitig im Wege und konnten nichts thun, um sich aus der Gefangenschaft zu befreien.

Toma sah in der Menge bekannte Gesichter: Da ist der Vater, der irgendwo hinstürzt und alle, die ihm im Wege sind, mit Macht umstößt und alle umwirft; er arbeitet sich mit starkem Arm vorwärts, stößt alles mit seiner Brust fort und lacht laut — er verschwindet und versinkt irgendwohin in die Tiefe unter den Füßen der Menschen. Hier ist der Pate, der sich wie eine Blindschleiche windet, auf fremde Schultern springt, zwischen den Beinen der Menschen durchgleitet und mit seinem ganzen ganzen trockenen, aber elastischen und sehnigen Körper arbeitet. Lubowj schreit und zappelt, indem sie mit ruckartigen, aber schwachen Bewegungen folgt, bald hinter ihm zurückbleibt, bald sich ihm wieder nähert. Mit leisen Schritten, mit einem guten Lächeln auf dem Gesicht, vor allen zurückweichend und allen den Weg überlassend, bewegt sich langsam Tante Anissa. Ihr Bild wankt im Dunkel vor Toma wie die bescheidene Flamme einer Wachskerze, und sie erlischt und verschwindet in der Finsternis. Palageja geht schnell und

geradeswegs in die Ferne. Hier steht Soffa Pawlowna Medinskaja mit kraftlos gesenkten Armen wie damals bei ihrem letzten Zusammensein in ihrem Salon. Ihre Augen sind groß, und in ihnen leuchtet große Furcht. Auch Sascha ist hier. Gleichgültig, ohne die Stöße zu beachten, geht sie festen Schrittes geradeaus in das größte Dickicht des Lebens und singt laut ihre Lieder, indem sie mit den dunkeln Augen ruhig vorwärts blickt. Toma hört den Lärm, das Heulen, das Lachen, das betrunkene Schreien, das leidenschaftliche Streiten um Kopfen; Singen und Weinen schwebt um diesen ungeheuren geschäftigen Haufen von lebendigen menschlichen Leibern, die in diesem Loch eingengt sind; sie springen, fallen, kriechen, drängen sich, steigen sich gegenseitig auf die Schultern, taufen überall hin wie Blinde, stoßen überall auf ihresgleichen, kämpfen, fallen und entschwinden dem Auge. Das Geld raschelt, es flattert gleich Fledermäusen über den Köpfen der Menschen, und die Menschen strecken die Hände gierig danach aus, das Gold und Silber klumpert, die Flaschen klirren, die Pfropfen knallen, jemand schluchzt und eine wehmütige Frauenstimme singt:

„Laßt uns leben, so lange es geht,  
Und dann braucht kein Gras mehr zu wachsen!“

Dieses wahnsinnige Bild setzte sich in Tomas Kopf fest und erstand vor ihm mit jedem Mal greller, ungeheurer und lebendiger, wobei es in seiner Brust etwas Chaotisches hervorrief; es war ein großes, unbestimmbares Gefühl, in das sich, wie Quellen in einen Fluß, Furcht, Empörung, Mitleid, Zorn und noch vieles andre ergoß. Das alles stieg in seiner Brust auf und wurde zu einem angestrengten Wunsch, der sie zersprengte, zu einem Wunsch, dessen Macht ihn ersticken ließ; in seinen Augen erschienen Thränen, er hatte Lust zu schreien, wie ein Tier zu heulen, alle Menschen zu erschrecken, ihr sinnloses Herumrennen aufzuhalten, in den Lärm und das Gewühl ihres Leben etwas Neues zu gießen, das ihm gehörte, ihnen irgendwelche laute, bestimmte Worte zu sagen, ihnen allen eine Richtung zu geben, damit sie nicht gegeneinander prallten. Er hatte Lust, sie mit den Händen bei den Köpfen zu packen, sie von einander loszureißen, die einen zu schlagen, die andren zu lieblosen, ihnen allen Vorwürfe zu machen, sie mit einem Feuer zu erleuchten. . . Er hatte nichts in sich — weder die nötigen Worte noch das Feuer; er hatte nur einen Wunsch, der ihm verständig, doch unausführbar war. . . Er stellte sich vor, wie er über dem Leben stand, außerhalb des Thals, in dem die Menschen leben; er sah sich fest auf den Füßen stehen und schweigen. Er konnte den Menschen zurufen:

„Wie lebt Ihr? Schämt Ihr Euch nicht?“

Er konnte sie beschimpfen. Wie war es aber, wenn sie seine Stimme hörten und fragten:

„Und wie soll man leben?“

Er begriff vollkommen, daß er nach einer solchen Frage mit einem Ruck von der Höhe stürzen müßte, dorthin zu den Füßen der Menschen, zum Mühlstein. Und sein Untergang würde mit Lachen begleitet werden.

Er phantasierte manchmal unter dem Druck dieses Alps. Seinen Lippen entstrangen sich Worte ohne Zusammenhang und Bedeutung; er schwitzte sogar von dieser schweren Arbeit in seinem Innern. Ihm schien manchmal, daß er vom Trinken verrückt würde und daß all das Schreckliche und Düstere ihm deshalb im Kopf rumorte. Durch eine gewaltige Willensanstrengung vertrieb er alle diese Bilder und Bestrebungen aus sich, sobald er aber allein blieb und nicht sehr betrunken war, wurde er wieder von seinen Hirngespinnsten erfüllt und ermattete unter ihrer Last. Und der Wunsch nach Freiheit wuchs immer mehr, wurde immer stärker in ihm und quälte ihn durch seine Kraft. Er konnte sich aber von den Ketten seines Reichthums nicht befreien. Majafin, der die Vollmacht für die Führung des ganzen Geschäfts hatte, wirkte jetzt dahin, daß Toma fast täglich die Last der auf ihm liegenden Pflichten zu fühlen bekam. Man wandte sich unablässig mit Zahlungen an ihn, schlug ihm Kombinationen betreffs des Transports der Frachten vor; die Angestellten wandten sich persönlich und schriftlich mit Kleinigkeiten an ihn, die ihm früher nicht oblagen und die sie auf ihre eigne Verantwortung erledigten. Man suchte ihn in den Gasthäusern



auf, befragte ihn, was geschehen sollte und wie; er beantwortete das alles, manchmal ohne zu wissen, es auf die eine oder andre Art vor sich gehen mußte, bemerkte eine verborgene Geringschätzung gegen seine Person und sah fast immer, daß alles nicht so ausgeführt wurde, wie er befohlen hatte, sondern anders und besser. Er fühlte darin die geschickte Hand des Paten, er begriff, daß der Alte ihn in die Enge trieb, um ihn nach seinem Willen zu lenken. Und zugleich bemerkte er, daß er nicht der Herr seines Geschäftes war, sondern nur ein Teil und sogar kein wichtiger Teil. Das reizte ihn, stieß ihn noch mehr vom Alten ab und fachte sein Streben, sich vom Geschäft loszureißen, noch mehr an, mochte es selbst dessen Untergang zur Folge haben. Er verschleuderte das Geld mit Wut in den Gasthäusern und Spielunten, doch das währte nicht lange — Jafow Tarassowitsch hob die Verbindungen mit den Banken auf und zog alle Depositengelder ein. Foma fühlte bald, daß ihm man auch auf Wechsel nicht mehr so gerne wie früher lieb. Das verletzete seine Eitelkeit, er war aber gänzlich entrüstet und erschreckt, als er erfuhr, daß der Pate in der Geschäftswelt Gerüchte verbreitete, Foma sei nicht bei vollem Verstande, und man müsse ihn vielleicht unter Kuratel stellen. Foma kannte für die Macht des Paten keine Grenzen und wagte es nicht, jemand hierüber zu Rate zu ziehen; er war überzeugt, daß der Alte in der Geschäftswelt unüberwindlich sei und alles thun könne, was er wollte. Zuerst machte es ihn bange, Majakins Hand über sich zu spüren, doch dann söhnte er sich damit aus, wurde resigniert und setzte sein wildes, dem Trunke geweihtes Leben fort, in dem ihm nur eines tröstete — die Menschen. Er überzeugte sich mit jedem Tage immer mehr davon, daß sie unvernünftiger und in jeder Beziehung schlimmer waren als er, daß sie nicht die Herren des Lebens, sondern dessen Bedienstete waren und vom Leben herumgedreht, gebogen und gebrochen wurden, wie es diesem gerade einfiel, während sie sich ihm gefühllos und ohne zu murren ergaben, und niemand von ihnen für sich die Freiheit beanspruchte. Er aber wollte sie und erhob sich darum prahlerisch über seine Zehngenossen, in denen er nur Schlechtes sehen wollte.

Einmal klagte ihm im Gasthaus ein halbbetrunkenen Mensch über sein Leben. Es war ein kleines, dürres Männchen mit erschrockenen, trüben Augen, nicht rasiert, in einem kurzen Rock und mit einer grellen Krawatte. Er blinzelte traurig, seine Ohren zuckten ängstlich und auch die leise Stimme zitterte.

„Ich habe es auf verschiedene Weise versucht, etwas zu erreichen. Ich habe alles Mögliche angefangen und habe wie ein Stier gearbeitet. Doch das Leben hat mich im Gedränge untergehen lassen, es hat mich zerstampft und vernichtet. Ich habe die Geduld verloren. Ach ja! Und dann habe ich zu trinken begonnen. Ich fühle, ich werde zu Grunde gehen. Das ist aber mein einziger Weg!“

„Dummkopf!“ sagte Foma verächtlich. „Warum hast Du es zu etwas bringen wollen? Du solltest alles links liegen lassen. Du hättest zur Seite gehen und schauen sollen, wo Dein Platz zwischen allen ist, dann könntest Du geradeaus auf Deinen Platz lossteuern!“

„Ich verstehe Ihre Worte nicht!“ sagte das alte Männchen und schüttelte seinen glattgeschorenen edigen Kopf.

Foma lächelte selbstzufrieden.

„Wie könntest Du das verstehen?“

„Nein, wissen Sie, ich glaube, wenn Gott jemand bestimmt hat . . .“

„Das Leben wird nicht von Gott, sondern von den Menschen eingerichtet!“ platzte Foma heraus und staunte selbst über seine dreisten Worte. Das Männchen blickte ihn von der Seite an, und kauerte sich ängstlich zusammen.

„Hat Dir Gott Vernunft geschenkt?“ fragte Foma, als er seine Verlegenheit überwunden hatte.

„Gewiß . . . das heißt so viel, als ein kleiner Mann beanspruchen darf.“ sagte Fomas Nachbar unsicher.

„Nun, und Du hast nicht das Recht, ihn auch nur um ein Körnchen zu bitten! Nichte Dir Dein Leben mit Deinem Verstande ein, und Gott wird Dich richten. Alle stehen wir in seinem Dienst, und wir alle haben denselben Wert für ihn. Hast Du begriffen?“

## Victor Hugo.

(Geb. 26. Februar 1802, gest. 22. Mai 1885.)

Die literaturgeschichtliche Bedeutung Victor Hugos für Frankreich und somit für die Weltliteratur steht außer aller Frage. Ueber diesen Punkt haben wir also zunächst zu handeln.

Hugos Name ist unauflöslich mit der Umwälzung in der französischen Literatur verbunden, welche man der „romantischen Schule“ in Frankreich zu verdanken hat. Diese läßt sich nicht nur mit derselben Dichterschule Deutschlands im Anfang des 19. Jahrhunderts vergleichen, sondern auch mit der „Moderne“ der naturalistischen Richtung, welche in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts fast in allen Kulturländern sich durchsetzte. Auch mit der Revolution in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts, der sogenannten Genieperiode, der Periode des „Sturmes und Dranges“ läßt sie sich recht wohl vergleichen. In allen diesen Zeiten handelte es sich um das Durchbrechen überlebter Schranken und Beseitigung erstarrter Formen und Formeln, die einer gesunden fortschreitenden Bewegung der betreffenden Nationaldichtung im Wege standen. Merkwürdig ist der starke Konservatismus, mit dem weit über ein Menschenalter lang nach der großen Revolution von 1789 in Frankreich sich die Kunstüberlieferungen und Regeln aus der Zeit der klassischen Literatur zur Zeit Ludwigs XIV. in Kraft und Geltung erhalten haben.

Als 1830 herrschten im französischen Drama die als eheures Gesez betrachteten drei Einheiten des Ortes, der Zeit und der Handlung, von denen ja doch nur die letztgenannte bleibende Geltung beanspruchen darf, die beiden andern aber ohne Frage mißverständlich mit der Autorität des alten Aristoteles gestützt wurden.

Zu der Wahl der Stoffe hielt man sich ebenfalls im hohen Drama, vornehmlich im Trauerspiel vorwiegend an die Antike.

Was die Versform anlangt, so herrschte der Alexandriner, die zwölfstellige Verszeile mit einem Einschnitt (die Cäsar) in der Mitte, der dadurch gebildet wird, daß an dieser Stelle unbedingt ein Wort abschließen mußte, eine Versform von klappernder Eintönigkeit, so daß Lessing Gedichte in dieser Versform mit langweiligen Pappellatten vergleichen hat.

Selbst in der Wahl der Worte herrschte eine pedantisch-enge Beschränkung; die kunstgerechten und erlaubten Worte stellte die Academie française fest. Man durfte nicht sagen Birne, Degen, Soldat, sondern es mußte heißen: die lange Goldfrucht, das Schwert, der Krieger; der Arm einer angeschwärmten Geliebten war niemals einfach weiß, sondern schneeweiß, alabastrin oder elfenbeinern.

Die Romantik bedeutete den Bruch mit dem akademisch-klassizistischen Pöppel; Hugo selbst läßt sich darüber vernehmen wie folgt:

„Ja, ich bin der fürchterliche und entgleiste Demagog und der Verwüster des alten WC, von dem Du so viel Schlimmes gehört hast. Als ich blattes, von Lektüre überreiztes Kind aus der Schule kam und zum erstenmal meine Augen öffnete, um die Natur und die Kunst zu betrachten, war die Sprache ein Bild der Monarchie. Die Sprache war der Staat vor 1789. Da gab es Adel und gemeines Volk. Ein Wort war Herzog und Pair von Frankreich, ein andres war ein armer Schüler. Sie schieden von einander wie die Fußgänger und die Reiter, welche in zwei getrennten Reihen den Pont Neuf passierten. Einige, die Feinen, verkehrten mit Phädra, Zofastie, Merope, beobachteten das Decorum und hatten Erlaubnis, in den Karossen des Königs nach Versailles zu fahren; andre, der Bettlerdickwand, der Pöbel, das gemeine Volk, waren heimlich in den Dialekten, ja lebten auf den Galeeren in der Diebssprache, und trugen weder Perle noch Strümpfe. Da erschien ich Räuber und rief: Weshalb sollen die da immer voran und diese andren immer hinterdrein gehen? Und mit der vollen Kraft meiner Lungen blies ich auf die alte ehrwürdige Akademie, welche all die ängstlichen Gleichnisse unter ihren Salaren verbarg, und blies auf die Alexandriner-Bataillone, die in Carrés aufgestellt standen, daß Wort und Vers durcheinander wirbelten. Ich stülpte dem alten Legation eine rote Mütze auf und rief: kein Wort ist mehr Senator, kein Wort ist mehr bürgerlich! Ich rief einen Sturm auf dem Grunde des Tintenfasses hervor und vermischte die schwarzen Scharen der Worte mit den weißen Schwärmen der Ideen, und sprach: Es giebt kein Wort, auf welchem die Idee in ihrem reinen Fluge, noch frisch und feucht vom Azur des Himmels, nicht verweilen und rasten kann.“ (Contemplations.)

Deutlicher noch wird die Rückständigkeit des ancien régime in der damaligen französischen Literatur in folgenden Sätzen charakterisiert: „Das literarische Frankreich teilt sich heutzutage in zwei große Fraktionen; die eine kämpft unter dem Banner des Genius unsres Jahrhunderts; die andre hängt einer noch allzu mächtigen Meinung an, einer Meinung, die wir als unfruchtbare Erbschaft aus dem Jahrhundert Voltaires überkommen haben und die sich mit all dem Strahlenglanz aus der Regierungsperiode Ludwigs XIV. noch immerfort umgeben will. Sie ist es, die nichts für Poesie anerkennt, als was in der regelrechten Form des Verses erscheint . . . sie will es nicht haben, daß das Talent schaffe; sie schreibt dem Adler vor, nur mit wachsenden Flügeln sich in die Lüfte zu schwingen; sie ist es, die in ihrer blinden Bewunderung neben Männer von unsterblichem Verdienst, die sie übrigens, wären sie in unsren Tagen erschienen, ebenfalls verfolgt hätte, allerlei verschollene, indifferente Namen an-

(Fortsetzung folgt.)



fährt, um sich ihrer als Autoritäten gegen die litterarischen Erscheinungen der Zeit zu bedienen; mit einem Worte, die im Namen des verstorbenen Corneille einen wiederauflebenden Corneille verfolgen würde."

V. Hugos anerkannte Dichtergroße stand bereits gegen 1848 fest, es war hier nichts Höheres mehr zu bieten, der Sieg der neuen Kunst war entschieden und Hugo war einer unter vielen: da kam sein Kampf gegen „Napoleon den Kleinen“, diesen „allmächtigen Zwerg“, den „schätzbaren Abenteurer, den die Geschichte Lartouche“) den Großen nennen wird“, diesen finsternen Schakal, diesen Eretin mit kaltem Blut, diesen „holländischen Korjen mit der eisernen Stirn“, wie er ihn in den „Châtiments“ (Züchtigungen) nennt.

Mit der Kraft eines Propheten Jeremias, mit der Galle eines Swift, mit dem lausitischen Wig eines Rabelais, mit der Wucht der Juniusbriefe ruft er Wehe über den gekrönten Mordelchmörder und diejenigen, welche im Schutze seines Säbels und Thrones sich durch Volksausbeutung bereichern und ihn darum duldeten und stützten.

Klingt es manchmal so, als ob er geradezu zur Beseitigung des Erzschurken aufforderte, so mahnt er dann gleich darauf wieder: „Nein, tötet ihn nicht! Den feilen Dolch des elendesten Mordelchmörders würde das Blut dieses Schurken schänden; die Pranger der Schände müssen zuweisen auch einmal mit einem Kaiser geschmückt werden! Er sei sacer, unberleßlich: laßt kein passieren, denn er gehört der Rache Gottes!“

Das Volk von Frankreich, das wahre Volk, das nicht mitschuldig war an den Verbrechen des Cäsarismus, sah nun in ihm in der That den Propheten, den großen Dentagogen d. i. Volksführer im höchsten Sinne des Wortes.

„Victor Hugo“, sagt Mabileau, „ging lebendig in die Unsterblichkeit ein: seine letzten Jahre waren eine lange Apotheose. Frankreich sah in ihm das Bild seines eignen Genius, eine Art Heros, der den Geist der Nation verkörperte.“

Der 4. September öffnete ihm die Pforten des Vaterlandes wieder; er ließ sich in dem belagerten Paris einschließen, „um mit dem Volke zu leiden“, das ihm auch dafür eine abgöttische Verehrung widmete. Ein Band Gedichte „L'Année terrible“ (das Jahr des Schreckens) legt Zeugnis ab von Hugos Genie und glühender Vaterlandsliebe. Vieles mag dem Durchschnittsdeutschen, namentlich dem national-gaubinistischen Philister nicht gefallen, — um so weniger, als er ja in demselben Lazarett liegt, — Hugos patriotische Ergüsse galten einem unglücklichen Vaterlande, in dessen Wunden er Balsam träufelte, auf daß es genesen. Der ehemalige glühende Bonapartist sieht in Sedan die Aemittung für — den 18. Brumaire Napoleons I.

In einem seiner schönsten Gedichte: „Le Satire“ (Der Satyr) in der Sammlung: „Die Legende des Jahrhunderts“ schildert Victor Hugo den Satyr des Olympos, der in tiefem Waldesdickicht am Fuße des heiligen Götterberges haust. Eines Tages bricht der bödsüchtige Jann, der Gott der Bauern, auf nach den Höhen, wo die Adelsgötter der Herrscher- und Kriegerkaste thronen. Homerisches Gelächter erhebt sich beim Erscheinen der fremdartigen unscheinbaren Gestalt des Naturdämons und Wauerngottes, des Satyrs. Jupiter, der Vater der Götter und Menschen, herrscht ihn an: „Man sollte den dreiften Eindringling in Marmelstein verwandeln! Da Du uns aber zum Lachen gebracht hast, soll Gnade vor Recht ergehen, Du sollst uns Dein wildes barbarisches Lied singen!“

Da der Satyr seine Schring, seine Pfeife verloren hat, reicht ihm Merkur seine Flöte.

Und der Satyr singt sein Lied, das Lied von der allstarke Natur, und von allen ihren Wundern, Geheimnissen und Schrecken; und er ist selbst so ganz versunken in den abgrundtiefen Zauber seines eignen Sangs, daß er ganz und gar vergißt, wo er sich befindet, und wach' erlanche Hörschaft seinem Sange lauscht.

Und seines Liedes Allgewalt, das die Heiligkeit aller Werke der Natur verkündet, den Baum, das Tier, den Menschen heilig spricht, verklärt den abenteuerlichen Sängler selbst dergestalt, daß Venus, die Göttin der Liebe und Sävtheit, ergriffen vor sich hin mummelt: „Wie schön er ist!“ und Apollo, der Führer der Muten, ihm statt der Flöte Merkurs seine Leier darbietet.

Und der Satyr singt das hohe Lied vom Menschen, auch von seiner Entartung und Erniedrigung unter Götterherren und menschlichen Tyrannen . . . aber auch von der Götterdämmerung . . . von der Erhebung der Sklaventiere durch Kultur und Erkenntnis, vermöge deren er seine Herren und Götter entbillt sieht als das, was sie sind: seine eignen Geschöpfe; die ihm sagen, daß all dies von Alters her ehrwürdig und heilig Gesprochene stürzen wird, jählings stürzen wird, „so schnell, daß man nicht Zeit hat bis zwanzig zu zählen“.

Und mächtig wächst der Satyr vor den Augen seiner göttlichen Hörer, riesengroß ragt er empor, während er singt von dem Allüberwinder Geist, der aufrecht stehen bleibt als Sieger, wenn die Götter, zu Geysenfern der Nacht geworden, versinken und die Könige, die Priester des Krieges, in nichts versinken werden.

Das Lied schließt mit dem Ausruf des Satyrs: „Platz für das All! Ich bin der große Pan! Jupiter, auf die Knie!“

Wer, was ist dieser Satyr? Die Natur? Der Menscheng Geist? Die neue Dichterschule der Romantik? Der Dichter selbst? Die Revolution? Das Volk? Der Socialismus?

Jedenfalls klingt das sehr revolutionär, kann auch so aufgefaßt

\*) Ein verächtlicher Raubmörder, unsrem Schinderhannes, dem bairischen Diebel und Konjorten entsprechend.

werden, ja vielleicht sogar so gemeint sein. Wir haben in Victor Hugos Lebenswert unzählige solcher Aussprüche und Gedanken: der Charakter des Politikers Hugo ist aber wohl kaum zu retten. Als mildernde Umstände kann man nur seine phantastische Naturanlage, sein leidenschaftliches Temperament und einen hohen Grad Selbsttäuschungsfähigkeit gelten lassen. Dazu kommt noch die nervöse Erregung der ganzen Zeit des 19. Jahrhunderts mit seinen zahlreichen Wandlungen und Revolutionen, vermöge deren die Menschen dieser Epoche überraschend leicht und oft Grundzüge und Meinungen wechselten.

Um seinen ehemaligen Royalismus zu entschuldigen, stempelte Victor Hugo in der Vorrede zu den „Herbstblättern“ (1831) seine Mutter in totalem Widerspruch zu ihrem ganzen Leben zu einer fanatischen Royalistin — wie das schon Chateaubriand seiner Zeit gethan hatte!

In Wahrheit war der Royalismus Hugos, der lange Zeit der stehende Sänger für Geburts- und Sterbefälle in der königlichen Familie war, für ihn sehr lukrativ: er bezog jahrelang reichliche Pensionen aus der königlichen Schatzkammer und aus den Fonds des Ministeriums des Innern. Beiläufig bemerkt sei, daß er bei seinem Tode ein Vermögen von 5 Millionen Franken hinterließ. Lafarque in seinem Büchlein: „La Légende de Victor Hugo“ bemerkt bitter, daß Hugo vortrefflich verstanden habe, die Poesie mit dem kaufmännischen Soll und Haben in Einklang zu bringen. Während er einmal mit Begeisterung von den Vereinigten Staaten Europas spreche, huldige er andre Male nicht nur den Monarchen Frankreichs, die er erlebte, sondern auch der Königin Victoria von England, dem Zaren Nikolaus und Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.

1848 beeilt er sich, wieder Republikaner zu werden, Republikaner von der guten Sorte. Er nimmt leidenschaftlich Partei gegen das Proletariat und seine Zankämper, unter der Devise: „Haß der Anarchie — innige und tiefe Liebe dem Volke“, bekämpft in seinem Journal „L'Événement“ die Republik, die auch den Arbeitern Rechte geben wollte, greift Proudhon, Ledru-Rollin und Genossen auf das heftigste an, „weil sie die Armen zur Plünderung und Verraubung der Reichen aufwiegelten“. Er billigt die Maßregeln gegen die Presse als nützliches Heilmittel gegen die „brandige, kranke Freiheit“.

Judem er Napoleon für einen Dummkopf, aber für den geeigneten Mann hielt, die Freiheit und die Republik zu „retten“, die er meinte, arbeitete er eifrig für dessen „Prinz-Präsidenschaft“.

Der Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 sollte ihn diesen starken Irrtum erkennen lassen. Daß diese Gewaltthat aber die logische Konsequenz der Zankämper war, ist nicht von der Hand zu weisen, denn in ihr berandeten die Bourgeois-Republikaner die Sache der Republik ihrer besten Streiter.

Darum warteten Hugo und seine Erzgenossen vergeblich auf eine Erhebung gegen Napoleon. Der Zorn in Victor Hugos Pamphlet „Napoleon der Kleine“ ist gewiß echt, aber kein geringerer als Karl Marx urteilt darüber: „Victor Hugo beschränkt sich auf bittere und geistreiche Invektiven gegen den verantwortlichen Herausgeber des Staatsstreichs. Das Ereignis selbst erscheint bei ihm wie ein Witz aus heitrrer Luft. Er merkt nicht, daß er dies Individuum groß statt klein macht, indem er ihm eine persönliche Gewalt der Initiative zuschreibt, wie sie beispiellos in der Weltgeschichte dastehen würde.“

Die profingierliche Großbourgeoisie fand schließlich auch unter Napoleon III. ihre Rechnung, daran änderten auch die zornmütigen politischen Lieber Hugos, die „Châtiments“ (Züchtigungen) nichts und es mußte 1870 kommen, um den Abenteurer zu stürzen.

Hugo kehrte nach dem belagerten Paris zurück; zur Zeit der Kommune ihr erbitterter Gegner und nur vorübergehend in einigen Artikeln in der Brüsseler Zeitung „Indépendance Belge“ ihr Verteidiger und in der Dichtung Pitié suprême (höchstes Mitleid) Züspred der Annestierung der Kommunards, blieb er doch wohl immer, was er sonst gewesen, ein pathetischer Beaumarchais: „Er ging lebendig in die Unsterblichkeit ein“, sagt Mabileau; das ist richtig, denn er war der Ausdruck der Anschauungen und Gefühle der besitzenden und herrschenden Klassen.

Es bleibt dem Rame das Verdienst, auf ästhetischem Gebiete mit starker Selbstogenarbeit vollendet zu haben, was Chateaubriand begonnen hatte. Seine Dichtungen bieten neben Ueberchwänglichem, Groteskem und Verfehltem gewiß viel Schönes und Partes (Contemplations) und Poesievolles (La Légende des Siècles) auch manche Ergüsse der Sympathie für die Armen und Unterdrückten: aber wenn man ihn in seiner Jugend mit Enthusiasmus gelesen hat und ihn dann später wieder liest, nachdem man seine Zeit und seine Biographie genauer kennen gelernt hat, ist man doch sehr geneigt, solche „schöne Stellen“ etwas weniger enthusiastisch und mit einigem Mißtrauen zu betrachten. Das Klassenbewußte Pariser Proletariat ließ sich bei der pomphaften Beisetzung seiner Leiche im Pantheon am 1. Juni 1885 nicht vertreten; es wußte gewiß, warum es sich so verhielt. —

Manfred Wittich.

**Kleines Feuilleton.**

io. Witterungswechsel und Temperament. Daß der Gang der Witterung einen Einfluß auf den einzelnen Menschen, auf sein Wohlbefinden und sogar auf seine Handlungen ausübt, war schon den alten Aegyptern bekannt, ganz eingehend aber hat sich Hippo-



krates darüber ausgesprochen. Der alte griechische Arzt hat schon mancherlei Beobachtungen über diese Frage gemacht, die noch heute als gültig anerkannt werden. So wußte er, daß der Wechsel der Jahreszeiten mit ihren Schwankungen zwischen Kälte und Hitze sehr wirkungsvolle Krankheitsursachen darstellen. Er hatte ferner beobachtet, daß sich von den Menschen einige im Winter, andre im Sommer bei besserer Gesundheit befinden. Hippokrates schrieb diese Einflüsse hauptsächlich den Winden zu und behauptete, daß der Südwind die Sinne des Gehörs und des Gesichtes beeinträchtigte, Kopfschmerzen, Mattigkeit und Schwäche hervorrief, während der Nordwind die Brust und den Hals angriffe. Er erklärte diese Annahmen im besonderen dadurch, daß der Südwind die Gewebe des Körpers lockere, der Nordwind sie zusammenzöge. Heute sind wir gewohnt, den Erscheinungen des Wetters genauer zu folgen, als es im Altertum möglich war, das noch keine Mittel zur Messung der Temperatur und des Luftdrucks besaß. Es darf nicht vergessen werden, daß das Thermometer erst im 16. Jahrhundert und das Barometer noch 100 Jahre später erfunden wurde. Auch jetzt aber hat noch nicht jedermann eine richtige Vorstellung von der Art, wie der menschliche Körper und Geist durch die Bitterungswechsel beeinflusst wird. Im allgemeinen hält man sich immer an die Schwankungen der Temperatur, die als das Wesentliche betrachtet werden, aber die Veränderungen des Luftdrucks müssen, wie eine gründlichere Ueberlegung zeigt, ebenfalls von ganz bedeutenden Folgen für den Menschen sein. Ein ausgewachsener Mensch von mittlerer Körpergröße hat bei normalem Barometerstande einen Luftdruck von nicht weniger als 15 Tonnen oder 300 Centnern auszuhalten. Dieser Druck ist nun, wie jeder weiß, beträchtlichen Schwankungen unterworfen. Daß derartige Verhältnisse, unter denen sich die Menschen bewegen, auf ihr ganzes Befinden nicht ohne Einfluß bleiben können, ist zweifellos. Es laun sogar nachgewiesen werden, daß jährliche Luftdruck-Veränderungen bei vielen Personen Uebelkeit, Unbehaglichkeit, jede Art des Unwohlseins, auch ein Nachlassen der geistigen Spannkraft im Gefolge haben. Ein Mitarbeiter des „Lancet“ hält es sogar für wahrscheinlich, daß die Art des Bitterungswechsels, wie er sich in dem Klima eines bestimmten Landes ausdrückt, für den Charakter des das betreffende Erdgebiet bewohnenden Volkes bestimmend werden könnte, und er fügt hinzu, daß sich vielleicht das sprichwörtlich mürrische, brummige Wesen der Engländer als Ergebnis der ungewöhnlich schnellen und starken Veränderungen des Wetters auf der heimischen Insel erklären lasse. Zum mindesten ist es wahrscheinlich, daß eine gewisse Beziehung zwischen dem Klima eines Landes und dem Charakter des einzelnen dort wohnenden Menschen und auch des ganzen Volkes besteht. —

### Aus dem Tierleben.

en. Freitisch im Ameisennest. Eines der wunderbarsten Beispiele, die jemals aus dem weiten Gebiet des Scharrobertums bekannt geworden sind, ist eine Beobachtung, die der englische Insektenforscher Wheeler in einem Ameisennest gemacht hat. Er sammelte an einem Herbsttage ein Volk von dicken schwarzen Ameisen ein und nahm es mit nach Hause. Das Nest enthielt 25 Arbeiter, 13 Puppen, 8 Eier und 7 noch nicht reife Larven, endlich noch ein Paket Erde. Während sonst in der Behandlung alles in bester Ordnung zu sein schien, fielen dem Beobachter einige der Larven durch eine sonderbare Verunstaltung auf; es sah gerade so aus, als ob sie einen Kragen um den Hals getragen hätten. Der Forscher war nicht wenig erstaunt, als er wahrnahm, daß dieser Kragen ein lebendiges Wesen war, eine eingetrocknete Larve, aber nicht etwa von derselben Ameisengattung, sondern von einem Insekt aus der Gruppe der Zweiflügler, zu der hauptsächlich die Familien der Mücken und Fliegen gehören. Sie saugten sich mit einer am Hinterende des Körpers befindlichen Scheibe an die Ameisenlarven fest und schlangen sich dann um ihren Hals. Da es an grausamer Rücksichtslosigkeit im Tierreich nirgends fehlt, so würde man sich an sich nicht sonderlich darüber wundern können, wenn sich ein Insekt herausnimmt ein andres in so unverschämter Weise zu belästigen. Das Erstaunliche liegt erst in der Thatsache, daß diese Belästigung als solche von den Ameisenlarven gar nicht empfunden zu werden scheint, und daß auch die erwachsenen Ameisen, die für die Pflege der Jungen zu sorgen haben, die Anwesenheit des Scharrobers scheinbar ganz in der Ordnung finden, jedenfalls nichts dagegen unternehmen. Wheeler setzte den Ameisen einen Haufen junger Larven einer andren Ameisengattung als Speise vor. Die Ameisen machten sich auch bald darüber her, ihrer Beute den Saft auszusaugen und legten dann die Reste der halbverpeisten Larven den eignen Larven unter. Diese bemerkten bald, daß es etwas für sie gäbe, reckten den Kopf und fingen gierig zu fressen an. Gleichzeitig witterten aber auch die lebendigen Kragen die Speise, lösten sich bis auf die Haftscheibe los, bis sie auch ihrerseits den Lederbissen mit ihren Freßwerkzeugen erreichen konnten. Wie es gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, waren auch hier die umgebetenen Gäste am unbeschwerdeten, und oft genug schnappte einer der Scharrober einer Ameisenlarve einen Bissen vom Munde weg. Trotzdem gab es keinen Streit, und die ganze Scene spielte sich in Ruhe ab, als ob die Ameisen dazu verpflichtet gewesen wären, die fremden Larven mitzufüttern und sich alles von ihnen gefallen zu lassen. Was Wheeler den Ameisen auch noch sonst aufsticht, Taufendfüßler,

Käferlarven und verschiedene Kerbtiere, alles, was die eigentlichen Besitzer des Nestes annehmen, wurde von den Scharrobern mit- verzehrt. Das Verhältnis der Fliegenlarven zu den Ameisen machte durchaus den Eindruck eines natürlichen, gewohnheitsmäßigen Zusammenlebens. Auch in ihrem Wachstum schienen erstere sich ganz nach den Ameisenlarven zu richten, indem es ihnen eben darauf ankommen mußte, immer gerade die Größe zu behalten, daß sie um den Hals ihres Trägers herumpaßten. Nach jeder Mahlzeit kamen die erwachsenen Ameisen zu ihren Zungen, beleckten und säuberten sie. Man sollte meinen, daß die Anwesenheit der Parasiten dabei unumgänglich verborgen bleiben konnte, und daß sie ja einen Versuch hätten machen können, ihre eignen Larven davon zu befreien, wenn sie eben gewollt hätten. Die Fliegenlarven können sich von ihrer Ameisenlarve ganz losmachen, sie scheinen es aber nur zu thun, wenn diese gestorben ist, worauf sie dann eben einen andren Träger suchen. Ganz überraschend ist die Beobachtung, daß sie die Ameisenlarven auch dann nicht freigeben, wenn sich diese verpuppen; sie lassen sich mit einspinnen und machen in den fremden Puppengehäusen ihre eigne Umwandlung in das ausgewachsene Insekt durch. —

### Meteorologisches.

— Beobachtungen über das Schwinden einer Schneedecke teilt F. Westmann („Meteor. Zeitschr.“, 17. Bd. 1901) mit. Am 10. März betrug dieselbe in Uppsala etwa durchschnittlich 20 Centimeter. Es ergab sich, daß die Mächtigkeit der Schneedecke Tag für Tag abnahm, obwohl die mittlere Lufttemperatur bisweilen nicht unbedeutend unter 0 Grad sank; als Durchschnittsabnahme pro Tag ergab sich 1,23 Centimeter, die Abnahme war aber größer für die Stellen, wo der Schnee zusammengehäuft war. Die Veränderungen in der Mächtigkeit der Schneedecke verlaufen nicht parallel mit denen der mittleren Lufttemperatur, die Windstärke äußert ihren Einfluß und die direkte Sonnenstrahlung spielt eine besondere Rolle nicht nur dadurch, daß sie die Lufttemperatur erhöht, sondern auch dadurch, daß sie den inneren Teilen der Schneedecke bedeutende Wärmemengen zuführt. Die Verdunstung scheint von ganz untergeordneter Bedeutung zu sein. Das spezifische Gewicht der Schneedecke nahm zu, wie die Mächtigkeit abnahm. Während des Schmelzens änderte sich die Struktur der Schneedecke höchst wesentlich, indem der gewöhnliche Schnee in eckige Körner umgewandelt wurde. Wenn die Adhäsion zwischen diesen Körnern bei starkem Schmelzen gering geworden war, so zeigte sich der Schnee als grober Kies. Kahlte sich die Schneedecke wieder ab, so froren die Körner zusammen und bildeten eine Kruste, wodurch die Schneedecke mehr und mehr porös wurde. — („Globus“.)

### Humoristisches.

— Nach dem Ball. Sie: „Das war wieder eine Hofperei mit Dir — schrecklich!“  
Er: „Ich kann nichts dafür, Kind, die Musik bringt mich immer aus dem Takt.“ —  
— Legitimation. Herr Meyer fragt auf der Reise in A. nach postlagernden Briefen. „Zawohl!“ sagt der Postbeamte, „da ist ein eingeschriebener Brief für Sie; Sie müssen sich aber legitimieren.“ Herr Meyer sucht in allen Taschen nach einer Legitimation, findet keine; zeigt aber schließlich dem Postbeamten seine Photographie. „Zawohl, das sind Sie!“ sagt dieser und händigt den Brief aus. —  
— Hofjagd. Fürst: „Die Hasen laufen so verrückt, daß man nicht zum Schuß kommen kann. Ich lasse den Forstmeister pensionieren, wenn das nicht aufhört.“ — („Simplicissimus.“)

### Notizen.

— Moriz Zeisler vom Deutschen Landes-Theater in Prag ist auf fünf Jahre für das Schauspielhaus engagiert worden.  
— Vogelers „Sturmglöck“, eine Revolutionstragödie, erzielte bei der Erstaufführung in Göttingen einen durchschlagenden Erfolg. —  
— Die „Deutsche Schauspielhaus-Aktien-Gesellschaft“ in Hamburg verteilt für das abgelaufene Geschäftsjahr 2 Proz. Dividende. —  
— Direktor Ferenczy wird im Juli, August und September bei Kroll Operetten-Vorstellungen geben. —  
— Der Wiener Hofopernsänger Theodor Reichmann wird im April im Theater des Westens gastieren. —  
— „Die Pompadour“, eine Oper von Emanuel Moor, wurde bei der Erstaufführung am Kölner Stadt-Theater beifällig aufgenommen. —  
— t. Eine neue Expedition nach Persien unternimmt H. Witherby von England aus mit dem besonderen Zweck, die Vogelwelt Persiens zu studieren. —